

QVVR

QUO VADIS ROMANIA? - Zeitschrift für eine aktuelle Romanistik

AUTORINNEN

Ulrich Ammon
Peter Cichon
Hans Goebel
Bertha M. Gutiérrez Rodilla
Georg Kremnitz
Sandra Kusmierczyk
Robert Tanzmeister
Friedl Weiss

VARIUM

Marta Ghilardi
Georg Kremnitz

REZENSIONEN

Wissenschaftssprachen

Redaktion: Georg Kremnitz (Leitung), Peter Cichon (Finanzen), Barbara Czernilofsky-Basalka (technische Ausführung)
weitere Redaktionsmitglieder: Max Doppelbauer, Astrid Hönigsperger, Fabio Longoni, Kathrin Saringen, Heinrich Stiehler, Robert Tanzmeister
korrespondierende Redaktionsmitglieder: Joachim Born, Catherine Parayre, Thomas Widrich
Sekretariat: -

Grafik: Astrid Young
Druck: Berger & Söhne GmbH

Adresse (Redaktion und Bestellung):
QVR-Homepage: <http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>

Quo vadis, Romania?
Institut für Romanistik
Universität Wien
Universitätscampus AAKH
Garnisongasse 13, Hof 8
A-1090 Wien

Jahresabonnement: Ausland 18,- € / Österreich 14,- € (inklusive Zustellung);
Selbstabholer 11,- €
Einzelheft: 8,- € (Selbstabholer 6,- €); Doppelheft: 16,- € (Selbstabholer 12,- €)

Bankverbindung: Bank Austria Creditanstalt Wien, Kto.-Nr. 03230 494 100 (BLZ 12000)
IBAN: AT 94 1100 0032 3049 4100; BIC: BKAUATWW

Gedruckt mit Förderung der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien.
--

ISSN: 1022-3169

QVR 40/2012

Inhaltsverzeichnis

Präsentation:

Peter CICHON & Robert TANZMEISTER, Wissenschaftssprachen.....5

Artikel:

Georg KREMnitz, Die Anfänge der romanischen Sprachen als Wissenschaftssprachen.....8

Hans GOEBL, *English only*: nichts als Probleme..... 22

Ulrich AMMON, Die Nischenfächer für Deutsch als internationale Wissenschaftssprache und die Zukunftsperspektiven..... 39

Bertha M. GUTIÉRREZ RODILLA, El español como lengua de ciencia: pasado y futuro 62

Sandra KUSMIERCZYK & Friedl WEISS, Mehrsprachigkeit im Recht der EU – Anspruch und Realität. Ein Überblick 73

Varia:

Marta GHILARDI, Atteggiamenti linguistici in contesto migratorio. Uno studio di caso sugli immigrati del Kenya a Bergamo 90

Georg KREMnitz, Gràcies pel premi Ramon Llull 108

Autorinnen und Autoren in diesem Heft 111

Restexemplare QVR..... 112

*English only: nichts als Probleme*¹

Hans GOEBL, Salzburg

1. Einbegleitung

Jüngst bekam ich aus Neapel von einer an der dortigen Universität lehrenden Linguistin ein Mail mit der Anfrage, ob ich bereit wäre, für eine pan-italienische Forschungsorganisation bei der Evaluierung von Projekten zur italienischen Linguistik als Gutachter zu fungieren. Zusätzlich wurde in diesem Mail – offenbar als „Nähe“ vermittelnde Referenz – der Namen jenes (mir gut bekannten) Kollegen erwähnt, auf dessen Empfehlung man sich bei mir gemeldet hätte.

Die Sprache dieses Mails war – man errät es schon – Englisch. Und zwar keineswegs in der Form eines gedankenlos repetierten Standardtextes, sondern durchaus in der Form einer überlegt geschriebenen Einzelbotschaft.

Ich habe nun bei meiner Rückantwort die Sache nicht achselzuckend ignoriert, sondern – hier nicht zum ersten Mal die Rollenzuschreibung des Oberlehrers riskierend – dahingehend protestiert,

- dass ich es betrüblich finde, dass man vonseiten der heutigen *italofoni di nascita* der Sprache Galileis in dessen eigenem Heimatland keine wissenschaftliche Außenfunktion mehr zubilligt;
- dass ich es für nicht weniger bedauerlich halte, dass man unter italienischen Linguisten nicht weiß, dass es nördlich der Alpen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts den akademischen Beruf des Romanisten gibt, zu dessen Vorzügen es traditionell gehört, auch des Italienischen mächtig zu sein;
- dass ich für die von mir erbetene Gutachtertätigkeit nur dann zur Verfügung stünde, wenn ich diese auf Italienisch durchführen könne.

¹ Ich habe mich dieses Themas erstmals im Jahr 2010 angenommen: siehe dazu hier im Literaturverzeichnis. Angesichts der seitdem kontinuierlich prekärer gewordenen Lage sehe ich weder Grund noch Anlass, meine damals artikulierte tiefe Skepsis gegenüber dem sich vollziehenden Kulturwandel abzuschwächen oder gar zurückzunehmen. In diesem Beitrag findet man auch eine ziemlich vollständige Übersicht über die zu diesem Thema relevante Forschungsliteratur.

Ich nehme an, dass Derartiges nicht nur mir (und zwar keineswegs bloß ein Mal) passiert ist. Die hauptsächliche Raison d'être solcher Entgleisungen (und auch Respektlosigkeiten²) ist natürlich die völlig unreflektierte, aber sich weltweit kontinuierlich verfestigende Meinung bzw. Attitüde, dass in allen *wissenschaftlichen* Kontexten einzig und allein das *Englische* als Kommunikations- und Denk-Medium möglich bzw. akzeptabel sei.

Nun gebe ich hier sofort und unumwunden zu, dass das im Bereich der Natur- und Ingenieurwissenschaften (inklusive Medizin) durchaus der Fall sein und dort auch seine Berechtigung haben möge. Doch ist der hier zur Diskussion stehende professionelle Hintergrund, nämlich der eines Kultur- und Geisteswissenschaftlers³, ein völlig anderer.

Gleich vorweg und zur Klarstellung: ich beziehe mich in den folgenden Ausführungen ganz explizit nur auf die folgenden Disziplinen: alle Philologien und Linguistiken⁴ (alt und neu), alle Historiographien, alle ästhetischen Wissenschaften (v. a. zu Musik, darstellender und bildender Kunst) und die Philosophie. Ausgeklammert bleiben angesichts der dort schon weitgehend vollzogenen Anglisierung die Sozialwissenschaften (Soziologie, Demographie, etc.), wobei sich an deren Rändern, wie bei Anthropologie, Ethnologie etc., noch Situationen vorfinden lassen, die mehr an die Geistes- als an die Naturwissenschaften gemahnen.

Wie auch immer: alle in diesem Beitrag implizit oder explizit ausgesprochenen Wertungen oder Empfehlungen beziehen sich ausschließlich auf den eben zitierten Kernbereich der Kultur- und Geisteswissenschaften.

2. Zur Frage der persönlichen Mehrsprachigkeit der Fachvertreter aus dem Bereich KGW

Mein im Lauf der letzten zwei Jahrzehnte im Zuge zahlreicher Beobachtungen und Gespräche entstandener Eindruck ist, dass das persönliche Engagement vor allem der jüngeren Fachvertreter zum Erwerb und zur Auf-

² Immerhin ist solches – pragmalinguistisch gesehen – ein „unpassender“ Kommunikationsakt, vergleichbar mit einer situativ falschen Anrede.

³ Ich verwende für die Kultur- und Geisteswissenschaften und deren Vertreter (*semper utriusque sexus*) in der Folge mehrfach das Kürzel KGW.

⁴ Eine Ausnahme macht hier die Allgemeine Sprachwissenschaft, deren Fachvertreter vor allem dann, wenn sie sich der Pflege der Generativen Grammatik verpflichtet fühlen, zu *English only* ein geradezu als archaisch bzw. fundamentalistisch anzusehendes Näheverhältnis entwickelt haben. Hier gilt vollauf die Abwandlung eines alten katholischen Dictums: *extra linguam Anglicam, nulla salus linguo-generativa*.

rechterhaltung einer breiteren Mehrsprachigkeit zurückgegangen ist bzw. auf die vorrangige Pflege des Englischen umgeschichtet worden ist. Wiewohl es dazu keinerlei systematische Untersuchungen gibt, ist das nicht nur mein Eindruck, sondern auch etwas, was man in der einschlägigen Fachliteratur zum Thema „English only“ immer wieder lesen kann⁵.

So hat also das Wissenschaftsenglische im Rahmen der auch bei Fachvertretern der KGW prinzipiell multiplen Kompetenz zur Erlernung und Pflege mehrerer Sprachen seinen *glottophagen* Tribut gefordert. Als Romanist, und damit als Vertreter einer aus Tradition auf eine Vielzahl von Sprachen bezogenen Disziplin, sollte man aber an solchen Syndromen nicht achtlos vorübergehen. Zu bedenken bzw. zu beachten sind dabei die folgenden Punkte:

Die Tradition unserer Disziplin speist sich aus der Beschäftigung mit einer Vielzahl von romanischen Sprachen und Literaturen, wobei unter *Beschäftigung* nicht nur der wissenschaftlich-analytische Umgang mit diesen zu verstehen ist, sondern auch deren mindestens passive (zum Lesen und Verstehen) und – wo immer möglich – auch aktive (zum Schreiben und Sprechen) Beherrschung gemeint war und ist. In älteren Einführungen in die Romanische Philologie findet man noch aus der Feder von Fachheroen wie Gerhard Rohlfs (1892-1986)⁶ oder Heinrich Lausberg (1912-1992)⁷ diesbezügliche Ermahnungen bzw. „Pflichtenkataloge“ an die Adresse der Studienanfänger.

Die Grundlage dieser Vorab-Erwartungen waren zum einen eine gute gymnasiale Vorbildung in Latein und in wenigstens zwei neueren Sprachen, zum anderen eine kontinuierliche Konfrontation mit diesen Sprachen während des Studiums (und darüber hinaus) sowie ein permanent wirkender und von verschiedenen Erfordernissen bzw. auch von den Akteuren der Profession sehr deutlich eingebrachter praktischer Stimulus, die schon vorhandenen Kenntnispotentiale konsequent zu erweitern.

Heute sind bei den Jungromanisten die gymnasiale Vorbildung in diversen Sprachen und der (mehr oder weniger sanfte) Druck zum zusätzlichen, persönlich zu verantwortenden Erwerb weiterer Sprachen in die Krise geraten bzw. die dafür bereitstehenden Energien auf das Englische umgelenkt worden.

⁵ Siehe dazu zahlreiche Passagen meines Beitrags von 2010.

⁶ Cf. Rohlfs 1966, 2-3 (Ratschläge 1., 2. und 7.).

⁷ Cf. Lausberg 1956, 7.

Wer als Gebildeter – nicht nur als Romanist – mehrere europäische Kultursprachen vor allem zu lesen imstande ist, hat *eo ipso* Zugang zum geistigen Erbe Europas, das – wie völlig außer Streit ist – eine der Hauptsäulen der Identität unseres Kontinents ist. Klarerweise hängt die gesellschaftliche Solidität dieser Hauptsäule von der Fürsorge ab, die man ihr angedeihen lässt. Und da diese Fürsorge – unter anderem – von der Summe der Lese-Kompetenzen aller Europäer abhängt, lässt sich auch prognostizieren, dass mit dem kollektiven Rückgang der diversifizierten Lese-Kompetenzen der Intellektuellen unseres Kontinents die Solidität dieser Hauptsäule kontinuierlich abnehmen wird. Denn mit *English only* kann sich keiner den Reichtum der europäischen Aufklärung erlesen oder die diversen europäischen Klassik-Szenarien quellennah oder in den Originaltexten zur Kenntnis nehmen.

Von der in diesem Fall immer geringer werdenden Fähigkeit ganz zu schweigen, in nicht-literarische bzw. archivalische Quellen – fallweise sogar des eigenen Landes⁸ – verstehenden Einblick zu nehmen, also in Textsorten, wofür es früher wie heute praktisch keine Übersetzungen gegeben hat oder gibt.

Für Fachromanisten gelten die Gefahren dieser Entwicklung *mutatis mutandis* ebenso, wobei ich bislang ein Proprium unseres Berufsstandes noch nicht erwähnt habe, das mir schon zu Beginn meiner Studien (1962) von meinen damaligen akademischen Lehrern (v. a. von C. Th. Gossen, 1915-1983) sehr ans Herz gelegt und von meinen damaligen Kommilitonen und mir als Selbstverständlichkeit akzeptiert worden ist: nämlich die „Romanistik“ außerhalb des Hörsaals und der Bibliothek(en) als ein kultur- und völkerverbind-

⁸ Dazu eine selbsterlebte Episode aus dem damals (1981) noch sowjetischen Estland, die im Verlauf eines von der Estnischen Akademie der Wissenschaften veranstalteten Kongresses vorgefallen ist. Bei der Schilderung der nationalen und kulturellen Lage des in dieser Zeit noch voll in das Sowjet-Imperium eingefügten kleinen baltischen Landes erklärte mir – in Abwesenheit des damals üblicherweise fast omnipräsenten sowjetischen Bewachers (Politruks) – ein estnischer Linguist (auf Deutsch), ohne vorher von mir dazu irgendwie animiert worden zu sein, folgendes: es sei für die estnische Intelligenz aus Gründen der Selbstbehauptung der direkte Zugang zu den eigenen Archiven ungemein wichtig. Dafür sei aber die gute Kenntnis der in diesen Archiven anzutreffenden Sprachen eine unabdingbare Voraussetzung. Diese seien: neben Estnisch auch Russisch, Schwedisch und Deutsch „in beiderlei Gestalt“: in jener der niederdeutschen Sprache der Hanse („DAT-Deutsch“) und in jener der (oberdeutschen) Bibelübersetzung Luthers („DAS-Deutsch“). Erst darnach beginne mit der Kenntnis von Französisch und Englisch die Öffnung zum Westen. Mein Gesprächspartner hatte damals bei der Demonstration dieser (für English only-Fans von heute völlig unfassbaren) Penta-Glossie die Finger der sich progressiv öffnenden Faust seiner rechten Hand verwendet.

Hans Goebel

dendes Tun zu betrachten, das letztendlich auf einer tief empfundenen und ehrlich gelebten Empathie für „alles Romanische“ aufruht. Wie ein Substrat: immer da, nicht immer deutlich erkennbar, aber mit einer (*très*) *longue durée* gesegnet, die es letztendlich gestattet, mit „den Romanen“ – vornehmlich jenen mit gehobener Bildung – einen Dialog „auf gleicher Augenhöhe“ zu führen.

Wenn man annimmt, dass es in den D+A-CH-Ländern neben der Romanistik ja noch andere polyglotte Verbundwissenschaften wie die *Slawistik*, die *Finno-Ugristik*, die *Afrikanistik*, die *Skandinavistik* etc. gibt, wo überall staats- und kulturübergreifende Kompetenzen vorhanden sind, dann erkennt man rasch, dass die Gesamtheit all dieser polyglotten Leute ideale Brückenbauer zur näheren oder fernerer Nachbarschaft darstellt bzw. auch dafür, was man unter Abwandlung eines in der Slawistik häufigen Begriffes die „europäische Wechselseitigkeit“ nennen könnte.

Das eingangs genannte Fallbeispiel der englischen Mail-Anfrage aus Italien an einen österreichischen Romanisten ist das genaue Gegenteil dessen, was hier als anzustrebendes (bzw. da und dort noch in Resten vorhandenes) Ideal gemeint ist.

Kurzum: mit dem Rückgang der diversifizierten Sprachenkenntnisse unter den Intellektuellen – ob nun Romanist oder nicht – verschwinden die Geistes schätze Europas immer mehr im Nebel des Vergessens. Ich warne seit einigen Jahren vor den sich mit immer größerer Deutlichkeit abzeichnenden Gefahren einer doppelten *oblivio*: jener durch den Rückgang der diversifizierten Fremdsprachenkenntnisse (*oblivio linguistica*) und jener anderen (*oblivio informatica*), die sich aus der Unmöglichkeit ergibt, den mit den Mitteln der modernen EDV produzierten Texten jene Langlebigkeit zu verschaffen, die den Produkten auf Papier eigen war und ist, erst recht, wenn dieses möglichst säurefrei ist oder aus der Zeit vor dem 19. Jahrhundert stammt.

Und wie ist das mit dem Zusammenhang zwischen Professionalität und persönlicher Mehrsprachigkeit? Aus meinem Verständnis der Romanistik bzw. des Teilfaches, wofür ich mich kompetent fühle, nämlich der Romanischen Linguistik, behaupte ich einmal ganz keck, dass hier ein sehr deutlicher Zusammenhang besteht, den ich überdies in analoger Weise auch für die oben zitierten Verbundphilologien annehmen würde: je mehr desto besser, aber auch: je weniger, desto schlechter.

Bekanntlich findet man im Vorwort („Discours préliminaire“) zur Grande Encyclopédie (publiziert im Jahr 1751) aus der Feder von Jean-Baptiste Le Rond d’Alembert (1714-1783) den sehr klar formulierten Hinweis, dass das Erlernen einer Vielzahl von Sprachen ein Hindernis („inconvenient“)

für wissenschaftliches Arbeiten sei und man sich daher diese Pein (natürlich über die exklusive Verwendung des Französischen) besser ersparen möge⁹. Nun, heute ist es genau diese Verkettung (i. e. Ersparnis von *Pein* durch Verzicht auf sprachliche Mehrfach-Kompetenz), die in den Naturwissenschaften zur allgemein befolgten Maxime geworden ist.

Doch sind im Bereich der KGW die unabweislich sprachlich verfassten Untersuchungsobjekte durch keinen methodischen oder diskursiven Kunstgriff von den ebenso sprachlich verfassten Ebenen der wissenschaftlichen Analyse und der wissenschaftlichen Kommunikation zu trennen. Unsere Fachvertreter kommen also aus dem Dunstkreis des Sprachlichen bzw. aus jenem von Sprachen niemals heraus.

Angesichts dieser fatalen Omnipräsenz von Sprachlichem, der alle Fachvertreter der KGW gegenüberstehen, frage ich mich, ob nicht dafür eine gewisse Begabung notwendig oder vorauszusetzen ist. Noch deutlicher: sollte bei Kultur- und Geisteswissenschaftlern im Allgemeinen und bei Philologen im Besonderen eine über den generellen Durchschnitt hinausgehende Begabung für Sprachliches vorausgesetzt werden? Etwa so, wie man ja für jeden Instrumentalisten oder Sänger (auch hier gilt: *semper utrius sexus*) eine deutlich überdurchschnittliche Begabung für sein Tun voraussetzt und damit auch die Binsenweisheit akzeptiert, dass jemand, der „keinen Löffel“ für das Spielen oder Singen hat, es besser unterlässt, auf diesen beiden Gebieten tätig zu sein.

⁹ Die entsprechende Stelle lautet: « L'usage de tout écrire aujourd'hui en Langue vulgaire, a contribué sans doute à fortifier ce préjugé, & est peut-être plus pernicieux que le préjugé même. Notre Langue étant répandue par toute l'Europe, nous avons crû qu'il étoit tems de la substituer à la Langue latine, qui depuis la renaissance des Lettres étoit celle de nos Savans. J'avoüe qu'un Philosophe est beaucoup plus excusable d'écrire en François, qu'un François de faire des vers Latins ; je veux bien même convenir que cet usage a contribué à rendre la lumiere plus générale, si néanmoins c'est étendre réellement l'esprit d'un Peuple, que d'en étendre la superficie. Cependant il résulte de-là un inconvenient que nous aurions bien dû prévoir. Les Savans des autres nations à qui nous avons donné l'exemple, ont crû avec raison qu'ils écriroient encore mieux dans leur Langue que dans la nôtre. L'Angleterre nous a donc imité ; l'Allemagne, où le Latin sembloit s'être réfugié, commence insensiblement à en perdre l'usage : je ne doute pas qu'elle ne soit bien-tôt suivie par les Suédois, les Danois, & les Russiens. Ainsi, avant la fin du dix-huitième siècle, un Philosophe qui voudra s'instruire à fond des découvertes de ses prédécesseurs, sera contraint de charger sa mémoire de sept à huit Langues différentes ; & après avoir consumé à les apprendre le tems le plus précieux de sa vie, il mourra avant de commencer à s'instruire. » (zitiert nach der CD-ROM des Verlags Redon, 2007). Der Schreiber dieser Zeilen ist einer jener „philosophes“, allerdings des 20. bzw. 21. Jahrhunderts, dessen Gedächtnis ganz locker mit „sept à huit langues“ *belastet* ist: siehe dazu die Note 19 in Goebel 2010.

Hans Goebel

Nun, ich nehme einmal an, dass vor allem bei den Philologen und damit auch (bzw. erst recht) bei den Romanisten eine überdurchschnittliche Grunddisposition für Sprachliches vorliegt und damit jene Voraussetzungen bestehen, auf denen Mehrsprachigkeit *alacriter* erworben und lebenslang aufrechterhalten werden kann. Leute dieses Schlages sollten also aus diesem sehr persönlichen Grund den mit *English only* verbundenen Sirenentönen der fortan grenzenlos-einfachen Kommunikation „locker“ widerstehen und damit d’Alemberts *inconvenient*-Anmutung Lügen strafen können.

Sollten...! Tun sie das wirklich?

Nach diesen Präliminarien erlaube ich mir, ein eindeutig *deontisch* gemeintes Plädoyer: nämlich dafür, dass just die Romanisten sich den Herausforderungen der persönlichen Mehrsprachigkeit ganz bewusst zu stellen haben, wobei es angesichts der Zeichen unserer Zeit völlig fraglos ist, dass daneben auch tadellose Englisch-Kenntnisse Platz haben müssen. Unter keinen Umständen dürfen aber diese auf Kosten der Kenntnisse im Französischen, Italienischen oder Spanischen (etc.) gehen. Es geht hier um die bewusste Verteidigung einer den Zwecken unserer Wissenschaft dienenden Mehrsprachigkeit.

Nur in Klammern: in der europäischen Bildungsgeschichte findet man den Typus des „Polyglotts“, dem man im Idealfall – wie dies etwa beim mythenumrankten Bologneser Kardinal Giuseppe Gaspare Mezzofanti (1774-1849) geschah – die Kenntnis mehrerer Hundertschaften von Sprachen zuschrieb¹⁰. Ein etwas bescheidenerer Fall liegt mit Johann Andreas Schmeller (1785-1852), dem Begründer bayerischen Dialektologie, vor, der im Jahr 1815 angesichts der drohenden Kulturdominanz des Französischen eine kleine Schrift mit dem bezeichnenden Titel „Soll es eine allgemeine europäische Verhandlungssprache geben?“ herausgab. Darin plädierte er, natürlich vor dem Hintergrund des damals frisch in die Gänge gekommenen Bildungsideals des Neuhumanismus, dafür, dass ein „anständiger“ Intellektueller neben drei alten Sprachen (= Latein, Griechisch und Hebräisch) auch die folgenden vier modernen Sprachen beherrschen sollte: Deutsch, Englisch, Französisch und Russisch. Schmeller hat damit seinen Zeitgenossen die Latte sehr hoch gelegt, doch hat er immerhin recht deutlich gesehen, dass mit einer drohenden Monoglossie (zugunsten des Französischen) in den Köpfen der Gebildeten des eben angebrochenen 19. Jahrhunderts die Errungenschaften des (von der

¹⁰ Anhand der erhaltenen Quellen kann für Mezzofanti eine vertiefte (= „gute“) Kenntnis nur für 22 Sprachen nachgewiesen werden: cf. Hofer 1994, passim.

Aufklärung und der parallelen Verwendung vieler Sprachen gekennzeichneten) 18. Jahrhunderts in Gefahr waren, vergessen zu werden.

3. Mehrsprachigkeit als Frage (und Resultat) des generellen Habitus eines Wissenschaftlers

Ich darf am Ende meiner akademischen Karriere aus meiner Erfahrung heraus feststellen, dass wir alle Produkte spezieller, stets aber zeitgeist-abhängiger Strömungen und Moden sind, und auch mit einer gewissen Abgeklärtheit hinzufügen, dass nicht alle unter uns dazu berufen sind, hier einen eigenständigen Weg einzuschlagen oder im Konfliktfall sogar Widerstand zu leisten. Doch ist es allzumal höchst nützlich und ertragreich, sich zu vergegenwärtigen, dass auch „die Wissenschaft“ ein sozial determinierter Prozess ist und nach den in allen Sozietäten üblichen Normen und Regelmäßigkeiten abläuft. Denn genau das liegt auch beim Umsichgreifen von *English only* vor.

Ich beginne erneut mit einer jüngst vorgefallenen Episode: ich wurde von englischen Kollegen gebeten, zu einem bei Oxford University Press (OUP) für englische Romanistik-Studenten geplanten Einführungsband die Redaktion eines Kapitels zur Geolinguistik zu übernehmen. Klarerweise würde diese Einführung auf Englisch erscheinen. Immerhin gibt es zu dieser Textsorte auf dem deutschen Buchmarkt seit langer Zeit viele analoge Specimina, was ja angesichts der langen und soliden Tradition der deutschen Romanistik nicht weiter erstaunt. Erstaunt haben mich aber gewisse sprachliche Formal-Vorgaben von OUP. So ist vorgesehen, dass jedem im laufenden Text zitierten romanischen Wort eine englische Übersetzung sowie jedem zitierten romanischen Satz nicht nur eine englische Übersetzung, sondern auch eine grammatische Strukturanalyse beizugeben ist.

Nun findet man in unseren deutschen Einführungen Zitierfälle wie lat. CĀMPU > frz. *champ* oder lat. COLLOCĀRE > altfrz. *colchier*, wobei aber in aller Regel vorausgesetzt wird, dass der (germanophone) Leser entweder schon weiß, was die Wörter *champ* oder *colchier* bedeuten, oder ganz explizit bereit ist, sich dieses Wissen eigenständig und eigenverantwortlich durch Nachschlagen in einem Wörterbuch zu verschaffen. Anders, ja ganz anders ist die Grundphilosophie bei OUP: hier wird ein sprachlich völlig unbedarfter Leser vorausgesetzt, dem zudem der kleinste Kontakt (und die damit verbundene geistige Irritierung) mit einer nichtenglischen Äußerung sofort und auf kürzestem Weg „aus dem Weg“ geräumt werden muss. Dabei spielt es offenbar keine Rolle, daß auf diese Weise ein überaus schwerfälliger Gesamttext entsteht. Auf meine erstaunte Rückfrage bei den englischen Romanistik-Kol-

Hans Goebel

legen wurde mir mitgeteilt, dass solche Praktiken bei OUP absolut „eisern“ seien und zudem den Absatz der solcherart getexteten Bücher in anderen anglophonen Ländern erleichtern.

Hier wird also für den Leser in der Tat eine Art „Anzug“ (= *habit, Habitus*) bereitgehalten, in den dieser dann wirklich schlüpfen muss. So wie auch der Niemeyer-Verlag bei der Edition des „Lexikons der Romanistischen Linguistik“ durch die generalisierte Hereinnahme von vier romanischen Sprachen neben Deutsch den Habitus-Erwartungen bzw. -Dispositionen seiner (meist deutschsprachigen) Leser entsprochen hat. Doch wird aus diesem Vergleich sofort klar, wo bzw. mit welchem System der heute in den öffentlichen Diskursen so oft evozierten Mehrsprachigkeit *de facto* mehr gedient ist.

Verlage und sonstige Instanzen, die das Leben von Wissenschaft zu begleiten pflegen, haben bei der Diffusion von *English only* eigentlich überall die Rolle eines treibenden Motors. Auch im deutschen Sprachraum wird ja – zumal von den großen Verlagen – immer mehr auf Publikationen ausschließlich in Englisch gedrängt, wobei solche Bräuche sogar im Bereich der bei uns muttersprachlichen Philologien (= Germanistik) und auch der nationalen Historiographien um sich greifen. Intern versprechen sich die Verlage davon höhere Absatzziffern und damit Gewinne; nach außen wird den Herausgebern und Autoren eine größere „internationale Sichtbarkeit“ in Aussicht gestellt, wobei letztere kurioserweise auf das nach den Befunden der Bibliometrie¹¹ wirksamste Mittel der zeitnahen Rezeption¹² ihrer Beiträge verzichten müssen, nämlich auf postversandfertige und typographisch ansprechend gestaltete Sonderdrucke.

Mit dem Begriff der „internationalen Sichtbarkeit“ hantieren aber nicht nur die Verlage, sondern auch die Forschungsförderungsorganisationen (wie

¹¹ Cf. Havemann 2009 und die vorzügliche -Darstellung der Bibliometrie in der deutschen Wikipedia: <http://de.wikipedia.org/wiki/Bibliometrie>.

¹² Rezeption bedeutet hier „(tatsächlich) gelesen werden“. Die Biblio- bzw. auch die Szientometrie zeigt, dass die Rezeption eines KGW-Beitrags einer exponentielle Kurve mit einem starken Links-Verschub entspricht, wobei der nach rechts abfallend auslaufende Schwanz verschieden lang sein und sogar punktuelle Anstiege haben kann. Die absolute Häufigkeit der zeitnahen Rezeption beziffert sich im Durchschnitt auf kleine einstellige Beträge, wobei die Frage der Sprache eine nur sehr geringe Rolle spielt. Wenn also den Autoren über die Verwendung von Englisch wahre Rezeptions-Wunder versprochen werden, so ist das angesichts der empirischen Evidenzen glatter Hohn. Auch frage ich mich, ob die Maximierung der eigenen Rezeption die wichtigste Motivation ist, die viele von uns antreibt. Bei mir war bzw. ist das ganz bestimmt nicht der Fall. Ich hatte am wissenschaftlichen Tun und Lassen einfach Freude bzw. dafür ein unstillbares Interesse.

der FWF für Österreich, die DFG für Deutschland oder der SNF für die Schweiz) und in deren Nachfolge die Führungsinstanzen vieler Universitäten. Damit verbunden sind natürlich quantitative Instrumente wie die oft erwähnten Zitier-Indizes, ferner über das Netz ermittelbare Impakt-Maßzahlen¹³ und in letzter Instanz auch Ranking-Listen von Zeitschriften, die diesen (und damit auch allen darin dereinst erscheinenden Beiträgen) *ex ante* drei Güteklassen zuweisen, wovon wiederum viele Geldgeber ihre jeweiligen Förderungen abhängig machen.

Diese Techniken sind primär natürlich bei den Naturwissenschaften und nicht im Bereich der KGW entstanden; sie mögen dort auch ihre förderliche Nützlichkeit haben. Dies hat auch damit zu tun, dass Methoden, Erkenntnisse und Themen im Bereich der Natur- und Ingenieurwissenschaften stets *weltweit* und synchron relevant sind; dagegen haben dieselben Faktoren bei den KGW jeweils nur Bedeutung für *Teile dieser Welt* und sind zudem syn- und diachron – um nicht zu sagen pan-chron – relevant. Ganz abgesehen von den *diskurs-* und *identitäts-spezifischen* Wertigkeiten von KGW-Elaboraten, wozu es bei den Natur- und Ingenieurwissenschaften absolut kein Pendant gibt.

Es gibt also sehr viele gute Argumente, die oft nur mit Zähneknirschen akzeptierte parallele Existenz der *two cultures*¹⁴ nicht nur bejahend zur Kenntnis zu nehmen, sondern auch den schwächeren Part der beiden im wissenschaftspolitischen Alltag entschieden zu verteidigen.

Ein wesentliches Kapitel der heute allüberall beobachtbaren Forschungspolitiken stellen die für den Nachwuchs vorgesehenen Ausbildungspfade dar. Dazu gehören Doktorandenprogramme, länderübergreifende Kooperationen, Austauschprogramme und Ähnliches mehr. In allen Fällen müssen dazu Anträge gestellt und diese wiederum von Experten begutachtet werden. All das läuft unter dem Generalbegriff der (Förderung von) *Exzellenz*, den ich – ganz ehrlich gesagt – für einen absoluten Talmi-Begriff (im Sinne eines Blendspiegels, *miroir aux alouettes*) halte und demnach schon nicht mehr hören kann.

Ganz besonders in Österreich hat sich dabei die Praxis etabliert, dass diese Anträge – abgesehen von ganz seltenen Ausnahmen – von den Nachwuchsforschern auf Englisch eingereicht werden müssen. Als primäre Rechtfertigung dafür wird meist angegeben, dass es nur so möglich sei, auf ein möglichst großes Reservoir von Gutachtern zuzugreifen. Zudem wurde und

¹³ Ich weise hier nur auf die Methode nach (Anne-Wil) Harzing hin. Siehe dazu: <http://www.harzing.com/pop.htm>.

¹⁴ Ich spiele hier auf den Titel des bekannten Buches von Charles Percy Snow (1959¹, 1998²) an.

Hans Goebel

wird vom österreichischen FWF immer wieder darauf hingewiesen, dass angesichts der Kleinheit Österreichs und seiner Forschungslandschaften diese Begutachtungen immer von Ausländern gemacht werden müssten. Anfangs konnten das auch Deutsche, Schweizer oder sonstige des Deutschen mächtige Kollegen sein; immerhin verhalten sich innerhalb des Länderverbunds D-A-CH die beiden Außenstellen (= D und CH) zu Österreich wie 11:1. Doch hat die semiotisch ganz heimtückische und *de facto* folgenschwere Ankoppelung des Begriffes *Exzellenz* an die Super- und Einzig-Sprache *Englisch* im Lauf der Zeit dazu geführt, dass in der FWF-Praxis auch den außerösterreichischen Gutachtern mit deutscher Mutter- oder Zweitsprache letztendlich weniger Vertrauen als den anglophonen Kollegen entgegengebracht wurde.

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an eine mehrmals vom FWF auch zur Außendarstellung verwendete Linien-Graphik, die die diachrone Entwicklung der aus verschiedenen Teilen der Welt erhaltenen Gutachten darstellt. Darauf war zu sehen, dass der Anteil der aus Deutschland und der Schweiz eingelaufenen Gutachten kontinuierlich nach unten abgesunken und jener aus anglophonen Ländern ebenso stetig angestiegen ist. Beides wurde vom FWF als großer Erfolg gewertet.

Ich habe im Zuge meiner achtjährigen Referenten-Tätigkeit beim FWF auf die mit solchen Wertungen gerade für die KGW verbundenen Gefahren – die im Grunde ja echte *Brandmarkungen* sind – mehrfach hingewiesen und bin dabei stets auf totales Unverständnis der meist aus dem Bereich der Naturwissenschaften stammenden Führungskräfte gestoßen.

Wie auch immer: die Lektion sitzt allenthalben, nicht nur in Österreich. Wo es um *Exzellenz* (samt *Internationalität* in deren Kielwasser) geht, kommt auch für die KGW nur *Englisch* in Frage; alle anderen Sprachen sind unzumutbar und unverständlich bzw. scheint es dafür keine als wissenschaftlich „exzellente“ einzustufenden Experten mehr zu geben.

Sind jene Fachkollegen, die tatsächlich Förderungs-Anträge in 2, 3, 4 oder gar mehr Sprachen gut rezipieren und vergleichend beurteilen können, wirklich so selten geworden oder werden sie von den Leitungsinstanzen der Forschungspolitik nur einfach ignoriert oder beiseite geschoben? Vielleicht wird trotz des veröffentlichten Bekenntnis-Geschreis rund um die Mehrsprachigkeit realiter gar nicht mehr daran geglaubt, dass es *in scientiis* multiple Sprachkompetenzen tatsächlich gibt oder geben kann?

Ein Blick zurück: im Alten Österreich, das wie die heutige EU auf Ge-
deih und Verderb mehrsprachig war, wurde von den staatlichen Instanzen – oft gegen den erklärten Willen der jeweiligen substaatlichen bzw. (ethno)nationalen Eliten – die persönliche Mehrsprachigkeit der Beamten und

Offiziere mit allen Mitteln gefördert. Und es wurde das Gegenteil (= Unlust beim Erlernen neuer Sprachen) entsprechend bestraft. Offiziere, die bei Versetzung zu einem neuen Regiment die ihnen fallweise unbekanntes Sprachen dieses Regiments nicht binnen dreier Jahre nachlernten, wurden prinzipiell vom militärischen *Avancement* ausgeschlossen. Die sehr genau geführten Personalblätter der k. u. k. Armee belegen deutlich, dass deren Offizierskorps in für heutige Begriffe kaum nachvollziehbarer Weise mehrsprachig war¹⁵.

Gymnasiallehrer konnten für ihre (meist drei) Stammfächer, wozu sie zunächst in der Sprache A die Lehrbefugnis erhalten hatten, durch entsprechende sprachliche Nachqualifikationen die Lehrbefugnis auch in weiteren Sprachen (B, C etc.) erwerben und damit Anspruch auf ganz besonders gut besoldete Stellen im Gesamtgebiet der Monarchie erheben.

Nicht zu vergessen ist dabei das vom Monarchen abwärts überaus polyglott auftretende Herrscherhaus, deren Mitgliedern dabei nach heutigen Begriffen die Funktion von *role models* zukam.

Nur so nebenbei: in den 70-er Jahren habe ich im französischen Rundfunk ein Interview mit Otto Habsburg (1912-2001), dem vor ein paar Jahren verstorbenen Sohn des letzten österreichischen Kaisers (Karl I., 1887-1922), gehört, worin er dem erstaunten Reporter die Genese seiner eigenen, sehr diversifizierten Sprachenkenntnisse erklärt hat. Die Quintessenz dieses Berichts war einfach: er, Otto, habe nichts anderes getan, als die Sprachen seiner „Untertanen“ zu lernen, um mit diesen nach altem feudalem Brauch „auf gleicher Augenhöhe“ kommunizieren zu können. Dabei ist hinzuzufügen, dass unter *Untertanen* die Bewohner jener Gebiete zu verstehen waren, wofür sich die Mitglieder des Hauses Habsburg nach feudalen Prinzipien zuständig fühlten (und dies zum Teil noch immer tun).

(Offenbar steckt im Romanisten Hans Goebel [geb. 1943] noch ein gutes Stück alter Feudalität, da auch er mit seinen „Untertanen“ [= den Romanen *tutti quanti*] „auf gleicher Augenhöhe“ kommunizieren will, wie eingangs dargestellt worden war.)

Angesichts der vom Marketing und anderen verkaufsorientierten Disziplinen immer wieder festgestellten Wirksamkeit passender *role models* frage ich mich schon lange, wo denn in der EU-Öffentlichkeit solche Vorbild-Figuren für persönliche Mehrsprachigkeit auftreten. Ich konnte solche weder in Brüssel, noch in den diversen Presse-Berichten zu den vielfachen Tätigkeiten der EU-Organe und schon gar nicht in Österreich selber ausmachen. Weder in der gedruckten Presse, noch in Radio und Fernsehen wird der persönlichen

¹⁵ Cf. dazu Goebel 1999, passim.

Hans Goebel

Mehrsprachigkeit (von Abgeordneten, Politikern, Experten etc.) ein besonderes Augenmerk geschenkt. Abgesehen von den in regelmäßigen Abständen ausbrechenden Klagen über die angeblich so hohen Kosten der im Rahmen der EU zu erledigenden Übersetzungsarbeit sind nichtenglische Sprachen im EU-Raum eigentlich kein Thema. Ihr Leben verläuft unterhalb der Wahrnehmungsschwelle der „Gewichtigkeit“: sie sind nicht (ge)wichtig genug.

Weiter oben ist von Doktorats- und Kooperationsprogrammen für Jungforscher die Rede gewesen. Einerseits. Und andererseits auch davon, dass im Alten Österreich ein ganzer Berufsstand aus gutem Grund lebenslang Sprachen lernen musste. Dass zwischen diesen beiden Welten ein riesiger Kontrast besteht, wird dann deutlich, wenn man bedenkt, dass es bei den diversen internationalen Kooperations-Modellen praktisch nie vorgesehen (und finanziell eingeplant) ist, dass die aus dem Land A stammenden Kooperationspartner bei ihrem Aufenthalt im Land B die dortige Sprache lernen. Das betrifft auch genuin linguistisch ausgerichtete Projekte, wo allüberall fleißig nur via *English only* kommuniziert und geforscht wird und auf gemeinsamen Meetings nicht einmal ansatzweise die Kunst der multiplen Kommunikation in mehreren Sprachen geübt wird.

Mir ist ein derartiges internationales Kooperations-Projekt von innen her sehr gut bekannt, das von einem auch in persönlicher Hinsicht absolut vorbildhaften Spezialisten für Mehrsprachigkeit ausgearbeitet und finanziell „an Land gezogen war“. Leider ist dieser Herr¹⁶ unmittelbar darnach verstorben und konnte daher die Umsetzung seiner Pläne weder mitbestimmen noch erleben. Er, der auf den von ihm veranstalteten Tagungen alle kollektiven Ansprachen stets in vier Sprachen gestaltete und in ebensoviel Sprachen publizierte und edierte, hätte sich im Grab umgedreht, wenn er von der lähmenden *English only*-Monoglossie erfahren hätte, in der nach seinem Tod unter Anwendung der von ihm entwickelten Methoden über Probleme der europäischen Mehrsprachigkeit geforscht und kommuniziert wurde.

4. Engpassführungen des monoglotten Habitus

Auch hier wieder eine Episode zur Einstimmung: ich kooperiere seit einiger Zeit mit spanischen Freunden im Rahmen der Dialektometrie, wobei mein Beitrag darin besteht, iberoromanische Daten mit meinen Methoden zu verarbeiten. Klarerweise sind die daraus erwachsenden Publikationen in Kooperation zu erstellen. Bei den Überlegungen rund um die Wahl von Zeit-

¹⁶ Es handelt sich um meinen langjährigen Freund Peter Nelde (1942-2007).

schrift und Sprache wurde mir wiederholt von meinen spanischen Freunden mitgeteilt, dass man vonseiten ihrer jeweiligen Universitäten wünsche, dass deren Mitglieder präferentiell in *ausländischen* und sprachlich *englischen* Zeitschriften publizierten. Daraus wäre in meinem Fall, wo im eingangs beschriebenen Sinn kulturraumübergreifend kooperiert wurde, die Absurdität entstanden, dass just jene Sprachen (hier: Spanisch oder Katalanisch), die hinsichtlich des Themas und der vorrangig daran interessierten Leserschaft in erster Linie für eine Publikation in Frage kommen, *par ordre du mufti* ausgeschlossen werden¹⁷.

Im vorliegenden Fall haben wir uns auf eine französische Publikation in der „Revue de Linguistique Romane“ geeinigt.

Und weiters: im Rahmen meiner dialektometrischen Arbeiten konnte ich mehrmals auch mit Statistikern und Genetikern kooperieren und publizieren. Mein Beitrag bestand vor allem in der Beibringung EDV-lesbarer sprachgeographischer Daten aus der Romania, *in concreto* aus den in der Romanistik bestens bekannten Sprachatlanten ALF („Atlas linguistique de la France“, 1902-1910) und AIS („Atlante italo-svizzero“; recte: „Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz“, 1928-1940). Klarerweise mussten diese beiden nicht-englischen Titel in den betreffenden Publikationen¹⁸ zitiert werden. In beiden Fällen musste ich – durchaus mit Unterstützung meiner in sprachlichen Dingen sehr sensiblen Publikationspartner – bei den sich sehr hartnäckig gerierenden Zeitschriften-Editoren durchsetzen, dass die betreffenden Titel in den Originalsprachen erscheinen konnten. Die eingangs verlangte Alternative war zuerst die Ausmerzung der nicht-englischen Diktionen in den beiden Zitaten und dann die Beifügung einer Übersetzung: *Atlas linguistique de*

¹⁷ Noch eine Reflexion, die mir seit langem am Herzen liegt. Ich sehe zwischen Wissenschaft und Kultur keinen prinzipiellen Unterschied und bin daher der Meinung, dass im Bereich der KGW jeder intentional *wissenschaftliche* Beitrag auch einer ist, der die *kulturellen* Patrimonien der Beteiligten (nach Autoren, Themen und nach Sprachen) vermehrt. Insofern sind die erwähnten Hindernisse, zu spanischen Themen auf Spanisch in spanischen Zeitschriften zu publizieren, im Grunde *auto-läsionistische* Maßnahmen (hier: des spanischen Staates), die an Freud'schen Selbsthass denken lassen.

¹⁸ Es handelt sich um die folgenden zwei Publikationen:

- 1) mit Oden, N. L. / Sokal, R. R. / Fortin, M.-J.: Categorical Wombling: Detecting Regions of Significant Change in Spatially Located Categorical Variables. In: *Geographical Analysis* 25 (1993) 316-336.
- 2) mit Scapoli, C. / Sobota, S. / Mamolini, E. / Rodriguez-Larralde, A. / Barraï, I.: Surnames and Dialects in France: Population Structure and cultural evolution. In: *Journal of Theoretical Biology* 237 (2005) 75-86.

Hans Goebel

la France wurde also eine Zeit lang als störend, die original nirgends belegte Diktion *Linguistic Atlas of France* hingegen als akzeptabel empfunden.

Man kennt ja die in solchen Zeitschriften üblichen exklusiv englischen Bibliographie-Listen. In den Naturwissenschaften mag das ja angehen. Doch in Zeitschriften, die sich mit sprachlichen und historischen Belangen befassen, erzeugen solche absolut ungerechtfertigten Engpassführungen eine gefährliche Illusion. Und zwar dahingehend, dass es eine als absolute Referenz fungierende „Welt“ gäbe, in der nur in einer Sprache gedacht, gelesen, geforscht und publiziert wird: *extra Anglicam linguam nulla salus scientifica*. Der hier oft bemühte Vergleich mit Aldous Huxleys *Brave new world* (publiziert 1932) hat meines Erachtens einen nur schwachen Metaphernwert für die hier vorliegende Monstrosität, die im Namen einer Praxis begangen wird, von der es immer heißt, dass sie im „Dienst der Wahrheit“ stehe.

Noch ein Wort zu einem für Linguisten eigentlich nahe liegenden Thema. Zwar verdanken – soweit wir wissen – Sprachen ihre Existenz primär der Notwendigkeit der zwischenmenschlichen *Kommunikation*. Doch darf hier – soweit das für diese lang zurückliegenden Zeiten überhaupt noch eruierbar ist – der Begriff *zwischenmenschlich* nicht mit *global* (im Sinn von *weltweit*) verwechselt oder gar damit gleichgesetzt werden. Die Vorgängerformen der rund 6000 heute bekannten Sprachen sind in Kleingruppen entstanden, wobei die dabei auftretenden kommunikativen Energien für die Herstellung sowohl einer gruppen-internen Konvergenz als auch einer gruppen-externen Divergenz investiert wurden. Mit anderen Worten: der „tiefere Sinn“ dieser Glottogenesen bestand *ab ovo* auch darin, dass eine gegebene Sprache *nicht* von allen Bewohnern der damaligen Welt verstanden wurde. *Horribile dictu*: doch ist das eine jener Grund-Konditionen, die uns in die Wiege gelegt worden waren.

In der Bibel ist von dieser Banalität in zwei antagonistisch zu verstehenden Episoden die Rede: bei der Schilderung der „Babylonischen Sprachenverwirrung“ (1. Buch Moses [Genesis] 11) und bei jener des „Pfungstwunders“ (Apostelgeschichte [des Lukas] 2). Zuerst wird die Menschheit strafweise mit einem generellen und fatalen „Kannitverstan“ konfrontiert, dann aber mit der Möglichkeit, sich trotz der fehlenden sprachlichen Einheitlichkeit durch das Dazwischentreten einer höheren Macht verstehen zu können. Im Luthertext liest man dazu klipp und klar: (Apostelgeschichte 2, Vers 4): „und sie wurden alle voll des heiligen Geistes und fingen an zu predigen mit andern Zungen, nach dem der Geist ihnen gab auszusprechen.“

Der zitierte *Geist* ist der *Heilige* (= Spiritus Sanctus), der hier als universeller Sprachenlehrer auftritt. Oft habe ich den Eindruck, als fehlte den mo-

dernen Wissenschaftslandschaften das Wehen eines solchen Geistes. Oder man hätte vergessen, nach welchen Prinzipien diese Welt „verfasst“ ist.

5. Epilog

Zurück zur eingangs geschilderten Episode des englischen Mails aus Nepal. Ich zitiere dazu aus dem Antwort-Mail der italienischen Kollegin wörtlich: „*Gentile Prof. Goebel, la ringrazio del messaggio e mi scuso per [non, HG.] averle scritto in italiano. Ormai scrivere in inglese è diventato una sorta di automatismo.*”

Wenn Linguisten ihre Kommunikationsakte als *semper ubique* in Englisch abzuführenden *automatismo* auffassen, dann ist das ein klarer Hinweis darauf, dass ihnen eines fehlt: das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer angesichts der sprachlichen Buntheit unserer Welt unentbehrlichen Sprach-*Kultur*. Und auf die Pflege einer solchen sollte man just als Romanist stets ein besonderes Augenmerk legen.

6. Bibliographische Referenzen

- Goebel, Hans, 1999. „Die Sprachensituation in der Donaumonarchie“, in: Ohnheiser, Ingeborg / Kienpointner, Manfred / Kalb, Helmut, (eds.). *Sprachen in Europa*. Sprachsituation und Sprachpolitik in europäischen Ländern. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft, 33-58 (mit 2 Ausfaltkarten).
- Goebel, Hans, 2010. „*English only* und die Romanistik – ein Aufschrei“, in: Schröder, Hartmut / Bock, Ursula, (eds.). *Semiotische Weltmodelle*. Mediendiskurse in den Kulturwissenschaften. Festschrift für Eckhard Höfner zum 65. Geburtstag. Münster: LIT, 189-214.
- Havemann, Frank, 2009. *Einführung in die Bibliometrie*. Berlin: Gesellschaft für Wissenschaftsforschung. Auch als Download verfügbar:
<http://www.wissenschaftsforschung.de/Havemann2009Bibliometrie.pdf>
- Hofer, Markus, 1994. „Sprachgenies – Mythos und Wirklichkeit am Beispiel des Bologneser Kardinals Giuseppe Gaspare Mezzofanti (1774-1849)“, in: *Quo vadis, Romania?* 3, 51-62.
- Lausberg, Heinrich, 1956. *Romanische Sprachwissenschaft*. Vol. I. Einleitung und Vokalismus. Berlin: Walter de Gruyter.

Hans Goebel

- Rohlf, Gerhard, 1966. *Einführung in das Studium der romanischen Philologie*. Allgemeine Romanistik, französische und provenzalische Sprachwissenschaft. Heidelberg: Winter. 2. verbesserte Auflage.
- Schmeller, Johann Andreas, 1815. *Soll es eine allgemeine europäische Verhandlungssprache geben?* Kempten: Dannheimer (neu hgg. von Ludwig M. Eichinger und Helmut Schaller. Grafenau: Morsak 1988).
- Snow, Charles Percy, 1992. *The two Cultures*. With Introduction by Stefan Collini. Cambridge: Cambridge University Press.